

Köln 29. Juni 2012

ANTIQUARE, SAMMLER, ARCHÄOLOGEN

VORSPANISCHE ANTIQUITÄTEN IN PERU, 1851 – 1906

Die Geschichtsschreibung über Archäologie in Peru im 19. Jahrhundert, und das gilt auch für andere Gegenden Lateinamerikas, hat lange Zeit beinahe ausschließlich europäische oder nordamerikanische Forschungsreisende und Archäologen in den Blick genommen. Die Literatur zum Andenraumes vermittelt den Eindruck, ein wissenschaftliches Interesse an der vorspanischen Vergangenheit sei in Peru durch den Einfluss deutscher, französischer und nordamerikanischer Forschungsreisender Ende des 19. Jahrhunderts erst entstanden. Die dieser Erzählung zugrundeliegende Vorstellung, „moderne Wissenschaft“ habe in Nordeuropa ihren Ursprung, sei im 19. Jahrhundert in andere Teile der Welt exportiert worden und habe dort als modernisierende Kraft wissenschaftliche Entwicklung hervorgebracht, gerät in der Geschichtswissenschaft zunehmend in die Kritik. Zweifelsohne verbreiteten sich Ende des 19. Jahrhunderts in weiten Teilen der Welt europäische Institutionen und Modelle – die Universität als Ort von Ausbildung und Forschung, eine Fächersystematik in Disziplinen oder das Ideal eines spezialisierten und professionellen „Wissenschaftlers“ – und ersetzten oder konkurrierten mit bestehenden Formen in der Gewinnung und Tradierung von Wissen in den europäischen Kolonien, in Japan, China und in vielen islamischen Gebieten. „Wissen“ ist jedoch, im Gegensatz zu Institutionen, Curricula und Berufsbildern, eine zu flüchtige Substanz und die Wissenskomplexe, die mit europäischen interagierten, zu unterschiedlich in ihren Inhalten und ihrer Widerständigkeit, als dass sich Wissenstransfer in statische Modelle von Import und Export – oder, von Produktion und Rezeption – fassen ließe. Wissen und Wissenschaft im Spanischen Amerika etwa hat eine eigene Geschichte, die sich seit der spanischen Eroberung im Zusammenwirken mit Entwicklungen im spanischen Mutterland und in geringerem Ausmaß in Nordeuropa, Asien und Afrika entfaltete. Die Geschichte der staatlich

geförderten Archäologie in Peru etwa begann im 18. Jahrhundert, im Zusammenhang mit einer Hochphase klassizistischer Faszination im südlichen Europa unter der Patronage durch denselben Monarchen, Karl den Dritten, von Neapel (1734 – 1759) und darauf bis 1788, von Spanien und deren amerikanischen Kolonien. Vorspanische „Antiquitäten“ waren seit dem 18. Jahrhundert fortwährend Gegenstand antiquarischer und archäologischer Abhandlungen und kreolischen und spanischen Sammelns für Kabinette oder Museen – in Madrid, ebenso wie in Lima oder Mexiko Stadt. Als Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts Forschungsreisende aus den Metropolen der „Alten Welt“ in Lateinamerika zur Institutionalisierung der Archäologie als Disziplin an Universitäten beitrugen und neue Ideen und Methoden mit sich brachten, traten sie damit weder in einen akademisch „leeren“ noch in einen intellektuell oder soziokulturell „fremden“ Raum: ihre Reisen waren lediglich ein Glied in einer langen Kette von Interaktionen zwischen eng miteinander verwandten Wissenskomplexen.

Nationalmuseen, die naturkundliche ebenso wie historische und archäologische Objekte ausstellten, entstanden in Amerika unmittelbar nach der Unabhängigkeit der ehemaligen spanischen Kolonien – zwischen 1822 und 1826 in Santiago de Chile, Bogotá, Buenos Aires, Mexico und Lima. Sie waren jedoch, aufgrund ihrer finanziell und politisch meist prekären Situation, weder die einzigen noch die bedeutendsten Sammlungen und Räume antiquarischer und archäologischer Gelehrsamkeit. Tatsächlich waren staatliche Institutionen in den lateinamerikanischen Republiken vor der Begründung der Archäologie als Disziplin an Universitäten im frühen 20. Jahrhundert für die Gewinnung und Tradierung von Wissen und den Aufbau von Sammlungen nur sehr bedingt von Bedeutung. Sammelkulturen und damit verbundene wissenschaftliche Tätigkeit bildeten sich vielmehr in bürgerlichen, nichtöffentlichen und nach 1860, zivilgesellschaftlichen Kreisen: antiquarisches und archäologisches Interesse fand in den Jahrzehnten nach der Unabhängigkeit vor allem in Gelehrtensozietäten, Vereinen und privaten Sammlungen Ausdruck. Folglich waren bis in das 20. Jahrhundert die meisten lateinamerikanischen Sammler und Gelehrten *gentlemen scholars* – wie auch etwa in England im späten 19. Jahrhundert noch üblich, waren sie wohlhabende Ärzte, Offiziere, Angehörige des Klerus oder Großgrundbesitzer und widmeten sich ihren Studien und ihrer Sammlertätigkeit in den Stunden oder Lebensphasen, in denen sie nicht von ihren beruflichen Pflichten

eingenommen waren. Sozietäten und gelehrte Zirkel gruppierten sich meist im Umfeld bedeutender Antiquitätensammlungen: es stand noch nicht, wie später in der Archäologie des 20. Jahrhunderts, der Prozess der Grabung und Bestimmung des Fundkontextes im Vordergrund, sondern, ähnlich wie in europäischen Museen der Zeit, das Ansammeln von Stücken und die Bestimmung ihrer Bedeutung über Deskription, Typologie und Analogie – über im weitesten Sinne „antiquarische“ Praktiken. Bereits die ersten europäischen und nordamerikanischen Forscher, die nach der Öffnung für nicht-spanische Reisende mit der Unabhängigkeit lateinamerikanischen Boden betraten, berichten von den Sammlungen, die sie in den Stadtvillen der kreolischen Oberschicht, in städtischen und nationalen Museen und in gelehrten Gesellschaften und Vereinen in Peru, Mexiko oder Bolivien sahen. Ihre Erzählungen von gelehrten Gesprächen inmitten von Keramikgefäßen, fein gewobenen Textilien, von Goldschmuck, Mumien und Bronzefiguren aus der Zeit der Inka, Azteken und Maya vermitteln einen lebhaften Eindruck von dem vorhandenen Interesse und Wissen über die vorspanische Vergangenheit, das sich ihnen bereits bei ihrer Ankunft offenbarte.

Reisende fanden rasch Aufnahme in die gelehrten Zirkel der urbanen Oberschicht weil es, trotz der geographischen Entfernung, keine tiefgreifenden kulturellen oder sprachlichen Grenzen zwischen europäischen und amerikanischen Sammlern zu überwinden gab.

Diejenigen etwa, die Ende des 19. Jahrhunderts in Peru, einem Zentrum antiquarischen und archäologischen Interesses auf dem südamerikanischen Kontinent, Sammlungen begründeten, staatliche Museen leiteten oder sich an Diskussionszirkeln beteiligten, waren Mitglieder einer Elite, die sich auf ihre spanische Abstammung berief – die meisten von ihnen hätten sich selbst wohl als „Kreolen“ bezeichnet – oder, die wo sie Einwanderer oder Nachfahren indigener Eliten waren, in dieser hispanischen Schicht sozialisiert worden waren. Museumsangestellte, Sammler und Privatgelehrte in Lima, der Hauptstadt Perus, und in anderen Zentren antiquarischer und archäologischer Gelehrsamkeit wie Cuzco oder Puno im südlichen Andenhochland, waren vertraut mit den Gepflogenheiten europäischer bürgerlicher Geselligkeit und akademischen Praktiken und Formen. Der Arzt José Mariano Macedo (1823–1894) etwa, der 1851 eine der größten und bedeutendsten Sammlungen Perus in Lima anzulegen begann, war wie die meisten seiner antiquarisch interessierten Landsleute wohlhabend, kosmopolitisch und gebildet: er war von seinen Reisen nach Paris oder Berlin vertraut mit den wichtigsten Museen der Zeit, Abonnent wissenschaftlicher Zeitschriften aus Philadelphia, und Besitzer einer bedeutenden privaten Bibliothek, die frühkoloniale spanische Chroniken ebenso wie europäische Reiseberichte und

Publikationen zu den neuesten Ergebnissen der Paläontologie und Prähistorie enthielt. Macedos Notizbücher erlauben einen Blick auf seine Überlegungen zu den Forschungsthemen, die Wissenschaftler in Europa und Nordamerika damals beschäftigten: er äußerte Skepsis an den kraniologischen Studien der Zeit oder zerbrach sich den Kopf über steinzeitliche Funde. Ebenso wie Lektüren prägten auch europäische und nordamerikanische Besucher in Peru die Sammlungen und Debatten der Zeit – Museumsangestellte aus Berlin oder französische Forschungsreisende besuchten die Museen eines Macedo und seiner peruanischen Zeitgenossen und zeigten lebhaftes Interesse an Antiquitäten und alten Manuskripten, ebenso wie am Wissen der Sammler und ihrer peruanischen Bekannten über den Weg zu abgelegenen Ruinen, über tradierte Legenden oder die Bedeutung einzelner Stücke. Adolf Bastian etwa, der Direktor des Ethnologischen Museums in Berlin, empfahl die Öffnung einiger Sammlungen für ein breiteres Publikum, während andere Besucher durch Hinweise auf Veränderungen im Geschmack oder auf neuere Forschungsinteressen die Zusammenstellung der Sammlungen beeinflussten. Ana María Centeno (1817–1876) aus Cuzco etwa, deren Sammlung ein wichtiger Ort der Begegnung zwischen Reisenden und ortsansässigen Antiquaren war, orientierte sich in der Auswahl der inkaischen Antiquitäten, die sie in ihrem Stadthaus ausstellte, ausdrücklich an den Bemerkungen ihrer europäischen, nordamerikanischen und peruanischen Besucher. In der Begegnung von Gelehrten aus verschiedenen Teilen der Welt veränderten sich nicht nur Interessen; aus den Quellen entsteht der Eindruck, dass Forschungsreisende durch ihre Aufmerksamkeit die Wertschätzung des in Peru tradierten Wissens und der Antiquitäten noch verstärkten. Der Eindruck aber, den ausländische Reisende in Peru hinterließen, gründete in einem bereits bestehenden Interesse und in der Möglichkeit zum Austausch: auf der gemeinsamen Grundlage bürgerlicher Geselligkeit und freundschaftlicher Verhältnisse, auf der Zugehörigkeit zur selben *res publica litteraria*, der „Utopie eines überregionalen Zusammenschlusses aller Gelehrten“. Sammlungen, Debatten und Schriften in Peru entwickelten sich unter dem Einfluss eines den amerikanischen Kontinent und den Atlantik überspannenden wissenschaftlichen Interaktionsrahmens.

Dabei waren archäologisch und antiquarisch interessierte Sammler und Gelehrte aus Peru, ebenso wie ihre Zeitgenossen aus Mexiko, Kolumbien oder Chile, weit mehr als nur Rezipienten europäischen Wissens – sie waren konstituierende Elemente der kosmopolitischen Gelehrtenrepublik des späten 19. Jahrhunderts. Macedo etwa besuchte internationale Ausstellungen und Wissenschaftskongresse, die der Erforschung des

vorspanischen Amerikas gewidmet waren, er hielt dort Vorträge oder organisierte Ausstellungen von Teilen seiner Sammlung in Madrid, Paris und Berlin. Als Macedo 1876 seine Sammlung in seinem Haus in Lima für ein auserwähltes Publikum öffnete, kamen befreundete peruanische Sammler und argentinische Gelehrte ebenso wie europäische Reisende zu Besuch – unter ihnen Adolf Bastian – um Macedos Textilien, Keramiken in Form von Menschen, Pflanzen und Tieren, inkaische Knotenschriften und Metallschmuck aus Silber und Gold aus der Zeit vor der Ankunft der Spanier zu besichtigen. Macedo veröffentlichte in den Zeitschriften wissenschaftlicher Gesellschaften und Universitäten in Nordamerika über Perus vorspanische Antiquitäten und korrespondierte brieflich, wie viele seiner südamerikanischen Zeitgenossen, mit Museumsdirektoren, Antiquitätenhändlern oder Privatgelehrten in den europäischen und nordamerikanischen Metropolen des späten 19. Jahrhunderts. Häufig traten Archäologen und Museumsdirektoren in New York, Paris oder Berlin mit peruanischen Sammlern in Kontakt, weil sie hofften, Antiquitäten aus deren Sammlungen erwerben zu können, aber auch weil sie sich von deren Position „vor Ort“ inhaltliche Hinweise für ihre Forschung, Messungen oder ethnographische Beobachtungen versprachen. Man war sich in Peru ebenso wie unter europäischen oder nordamerikanischen Forschungsreisenden der unterschiedlichen Wissenskomplexe und „Standortvorteile“ auf beiden Seiten des Atlantiks bewusst, und auch der daraus resultierenden wechselseitigen Abhängigkeit. Wie der Antiquar José Lucas Caparó Muñiz (1845–1921) aus Cuzco, ein Zeitgenosse und Landsmann Macedos, einmal bemerkte, erkenne man in Peru an, dass Wissenschaftler aus dem nordatlantischen Raum in ihrem Zugang zu Publikationen, Instrumenten oder materieller Kultur aus verschiedenen Teilen der Welt im Vorteil waren. Zugleich wären Reisende aber auch im Nachteil in der Erforschung vorspanischer Kulturen gegenüber in den Anden sesshaften Antiquaren: aufgrund ihrer Unkenntnis indigener Sprachen, ihrem begrenzten Zugang zu Quellenmaterial und ihres oberflächlichen Verständnisses der geographischen und ethnographischen Gegebenheiten Südamerikas. Die Korrespondenz ebenso wie die institutionellen Foren der Zeit vermitteln uns keinesfalls das Bild eines Exports von „Wissen“ aus Nordeuropa nach Südamerika, sondern vielmehr einen Eindruck von der beiderseitigen Notwendigkeit, Fragen zu stellen und sich auszutauschen: „Wissen“ über die vorspanische Vergangenheit konstituierte sich aus spezifischen Methoden, aus Sprachkenntnissen, Vergleichen und der Möglichkeit, auf materielle Kultur, tradierte Erzählungen und Beobachtungen zuzugreifen – und damit, aus dem Zusammenspiel von sehr unterschiedlichen Wissensbeständen.

Sammlungen verkörperten häufig diese intellektuellen und materiellen Austauschbeziehungen: Ankäufe, Geschenke oder Tauschgeschäfte mit peruanischen Sammlern Ende des 19. Jahrhunderts prägen bis heute ethnologische und archäologische Sammlungen in Städten wie Berlin, Chicago, oder Paris. Viele der bedeutendsten Museen des 19. Jahrhunderts entstanden auf der Grundlage des Erwerbs privater Sammlungen aus aller Welt, auf einem Markt der auf internationalen Netzwerken von Kommunikation und Austausch beruhte. Die Sammlung José Mariano Macedos etwa bildet heute – zusammen mit der von Ana María Centeno – den Kern der altamerikanischen Sammlungen des Berliner Ethnologischen Museums. Die peruanischen Sammlungen wurden nach ihrem Verkauf neuen Deutungen unterworfen und musealen Kontexten untergeordnet, aber sie waren dabei keine Rohmaterialien, kein unbeschriebenes Blatt: sie waren Resultat einer „wissenschaftlichen und kulturellen Praxis“, Zeugen des Geschmacks, der Expertise und der Vorstellungswelten der Männer und Frauen, die diese Sammlungen zusammengetragen, die Stücke ausgewählt und ihr Interesse für das Studium oder die Imagination der vorspanischen Vergangenheit bestimmt hatten. Die Wissenschaftsgeschichte hat, unter dem Eindruck „schwarzer Legenden“ spanisch-katholischer Rückständigkeit und Aberglaubens, iberische Wissensproduktion wahlweise als isoliert von oder als Antithese zur nordatlantischen wissenschaftlichen Moderne erzählt. Die Fäden des weitläufigen Netzwerkes, das in Macedos Stadthaus in Lima zusammenlief, das sich in den altamerikanischen Sammlungen des Berliner Museums spiegelt oder in den Mitgliedslisten internationaler Wissenschaftskongresse sichtbar wird, zeigt nicht nur die Reichweite und Bedeutung der Netzwerke kosmopolitischer Sammler und Gelehrter; es zeigt auch das viel zu lange verkannte Gewicht von Männern und Frauen aus Lateinamerika in der wissenschaftlichen Gelehrtengemeinschaft des späten 19. Jahrhunderts.

Man betrachtete in Peru die Institutionalisierung wissenschaftlicher Praxis in Ländern wie den USA, England, Frankreich oder Deutschland als Teil einer erstrebenswerten Moderne und unternahm nach 1906 den Neuaufbau des Nationalmuseums und die Institutionalisierung der Archäologie als Disziplin in einem universitären Rahmen von staatlicher Seite. Die Dynamik der Rezeption dieser disziplinären Organisationsformen Anfang des 20. Jahrhunderts aber erklärt sich nur aus dem bereits bestehenden Feld von Interessen, Wissenskomplexen und materiellen Grundlagen; sie hat ihre Wurzeln in Zirkeln

und Sammlungen, wie der 1851 von Macedo begründeten. Die Idee, Wissen entstehe in Europa, und werde in einem einheitlichen, formlosen „Außereuropa“ rezipiert, verhehlt nicht nur die Vielfalt der Welt rings um Europa, die Komplexität anderer Wissensformen und die Bedeutung von Wissenschaftslandschaften wie den südamerikanischen, die auf Jahrhunderte alte, im Austausch mit den europäischen gewachsenen, Bildungstraditionen zurückblickten. Sie verhehlt auch die Abhängigkeit europäischer Gelehrter von Wissen aus ebendiesem „Außereuropa“, gerade in den „Humanwissenschaften vom Fremden“. Die neuere Forschung zur „Globalen Wissenschaftsgeschichte“ betont, erstens das Ineinandergreifen von wissenschaftlichen Entwicklungen in verschiedenen Teilen der Welt: die Beobachtung, dass Europäer, als sie weltweit Forschung und Handel vorantrieben, in bestehende Wissensnetzwerke eintraten. Besonders in Gegenden mit sozial stark differenzierten Gesellschaften und institutionalisierten Bildungssystemen, wie der lateinamerikanischen aber auch der südasiatischen, entsteht in der Forschung zunehmend ein Bild der Begegnung unterschiedlicher aber in ähnlichem Maße komplexer Systeme. Die neuere Forschung widersetzt sich, zweitens, der Vorstellung einer nicht-westlichen Aneignung als Gegenstück westlicher Innovation indem sie zeigt, dass Aneignungsprozesse von Wissen weltweit stattfanden – in Europa selbst ebenso wie in den vormaligen und bestehenden Kolonien. Wechselseitiges Ineinandergreifen und Aneignung sind die Variablen entlang derer die Geschichte eines José Mariano Macedo erst erzählbar wird: denn, ebenso wie die Wissenswelt eines peruanischen Sammlers im späten 19. Jahrhundert undenkbar wäre ohne seine Beziehungen in den nordatlantischen Raum, wären nordamerikanische Publikationen, internationale Kongresse oder europäische Museen in ihrer damaligen Form nicht vorstellbar ohne den Einfluss peruanischer und anderer lateinamerikanischer Gelehrter und Sammler wie Macedo.

In der Folge postkolonialer Theorie und einer Flut kritischer Geschichtsschreibung zur Einbindung von Wissenschaft in imperiale Projekte ist in der Wissenschafts- und Wissensgeschichte zunehmend ein dichotomer und konfrontativer Wissensbegriff in den Vordergrund gerückt. Historisches Arbeiten ist oft durchsetzt von der Vorstellung, koloniales oder europäisches Wissen und das Wissen der Menschen in „Außereuropa“ sei voneinander trennbar und genuin verschieden. Männer wie Macedo bedeuten uns nicht nur die Notwendigkeit, lateinamerikanische Wissenschaft in den Blick zu nehmen, sondern auch jenseits von Kategorien wie Europa und Außereuropa zu denken. Im 19. Jahrhundert ließen neue Kommunikations- und Transportkapazitäten einen funktionierenden Weltmarkt

entstehen, freien Welthandel und globale Migrationsbewegungen; sie verstetigten, verdichteten und beschleunigten aber auch bestehende oder erst entstehende Zusammenhänge von Wissen und Wissenschaft in ungekanntem Ausmaß. Macedos Sammeln und Forschen ebenso wie die Inhalte eines Berliner Museums oder die Texte einer amerikanischen Wissenschaftszeitschrift gründeten so sehr auf der Begegnung von Akteuren, Artefakten und Ideen aus verschiedenen Teilen der Welt, dass sich bei näherem Hinsehen die Grenzen zwischen innen und außen, zwischen dem einen und dem anderen verlieren. Gerechtfertigt wird der Welt, die sich uns Ende des 19. Jahrhunderts offenbart, nicht ein Denken in nationalen oder imperialen Wissenschaftsgemeinschaften; am nächsten kommt ihr die Vorstellung von Wissenschaft als ein Ozean und Kontinente überspannendes Netzwerk: es erlaubt Bedeutungshierarchien und Grenzen aufzulösen und von den vielen Zentren der Wissenschaftslandschaft des späten 19. Jahrhunderts zu erzählen. Die Idee vom Wissensnetzwerk soll dabei nicht Schwerpunkte, Brüche und Machtungleichgewichte leugnen – es soll aber eine Welt zeigen, der die Vorstellung von einem einzigen, europäischen Zentrum nicht Genüge tut. Die Fäden, die in den Briefen, der Sammlung und den Begegnungen eines José Mariano Macedo zusammenliefen, spiegeln ein solches Netzwerk – von Stimmen und Dingen, die miteinander Assoziationen eingingen, Aushandlungen erforderten und einander unwiederbringlich verändern sollten.